

**EWA DRZAZGOWSKA**

**SOLILOQUIEN IM TAGEBUCH  
ANHAND DER *TAGEBÜCHER 1910-1923* von Franz Kafka<sup>1</sup>**

**I**

Das Tagebuch ist als Gattung des Schrifttums insofern eine sonderbare Erscheinung, inwiefern das Bedürfnis seltsam ist, mit sich selbst zu kommunizieren, oder sogar nur das Verlangen, vergehende Ereignisse für sich selbst aufzuschreiben. Beachtenswert ist hier vor allem eine Voraussetzung, mit der man es nicht nur in der Alltagskommunikation, sondern auch im komplizierten Umgang der Menschen im Bereich der weit verstandenen Kultur selten zu tun hat, nämlich die, dass das sprechende Subjekt mit seinem Empfänger identisch ist.

Die oft in der Literaturwissenschaft unternommenen Versuche, diese Sonderbarkeit zu erklären, lassen sich im allgemeinen darauf zurückzuführen, auf den therapeutischen Charakter des Tagebuchführens zu verweisen. Im Rahmen einer solchen Auffassung werden zwei miteinander zusammenhängende Zwecke ausgesondert, die der Schreibende sich setzt: Selbsterkenntnis und Selbstveränderungs-, Selbstgestaltungs-versuch.

---

<sup>1</sup> F. Kafka, *Tagebücher 1910-1923*, Frankfurt am Main 1989. Die Ausschnitte aus den Tagebüchern markiere ich mit den Daten.

Wir treffen folglich die Feststellungen, dass das Tagebuch „Medium eines geistigen Dialogs ist, als Raum der Gewissensprüfung, der Andacht und schließlich der befreienden Beichte dient“<sup>2</sup> oder auch, dass im Tagebuch „sich das Selbstverständnis im Laufe des Schreibens vollzieht“ und „das ermahnende DU, das der Schreibende auf sich selbst richtet“<sup>3</sup>, dort vorkommt.

Diese therapeutische Funktion verband man, wie es an den obigen Formulierungen zu sehen ist, mit dem Selbstgespräch (Soliloquium) auf den Tagebuchblättern. Zahlreiche Forscher halten ein solches Gespräch sogar für das Wesen der Gattung. Eins ist sicher: es ist kaum zu widersprechen, dass die Voraussetzung der Identität des sprechenden Subjekts mit seinem Empfänger die Erscheinung von Soliloquien im Tagebuch befördert.

Allerdings sind die obigen Erklärungen, wiewohl sie der Sache auf die Spur kommen, nicht ausreichend. Denn indem sie das Bedürfnis, mit sich selbst zu kommunizieren, als selbstverständlich ansehen, lassen sie gewisse grundlegende Umstände außer Acht. Das kommt daher, dass sie nicht zu berücksichtigen scheinen, dass jedes Subjekt einen direkten Zugang zu sich selbst hat. Warum sollte es sich noch erkennen wollen, was sollte es erkennen, wenn es sich selbst ständig präsent ist (wir wollen normalerweise doch das erkennen, was wir nicht kennen)? Was hätte es sich mitzuteilen, wenn sich sein Wissen als Sender mit seinem Wissen als Empfänger deckt, denn es geht um dieselbe Person (sagen wir nicht aber jemandem etwas immer mit der Hoffnung, dass dies etwas Neues für diese Person ist)?

Man sieht also, dass das Wesen der Sache verborgen bleibt, bis uns nicht klar wird, was das Bedürfnis der Selbsterkenntnis ist, woher es kommt und warum es im Selbstgespräch realisiert werden sollte. Das wird hier anhand der Tagebücher von Kafka erklärt werden.

## II

In seinen Tagebüchern spricht Kafka sich selbst sehr selten an. Am ehesten ist er ein über alltägliche Ereignisse und Empfindungen berichtendes Subjekt. Auf den ersten Blick sieht man, dass der Bericht hier das vorherrschende Element ist<sup>4</sup>.

Den zentralen Bezugspunkt in diesen Berichten bildet der Schreibende selbst als ICH:

Das Mädchen im Nebenzimmer vorgestern (H.H.). Ich lag auf dem Kanapee und hörte auf dem Rande des Halbschlafs ihre Stimme. Sie kam mir besonders stark angezogen vor, nicht nur in ihre Kleider, sondern auch in das ganze Nebenzimmer, nur ihre geformte, nackte, runde, starke, dunkle Schulter, die ich im Bad gesehen hatte, kam gegen ihre Kleider auf. Einen Augenblick schien sie mir zu dämpfen und das ganze Nebenzimmer mit ihrem Dämpfen zu füllen. [30.09.11]

<sup>2</sup> Siehe: P. Boerner, *Tagebuch*; Stuttgart 1969, S. 20.

<sup>3</sup> Siehe: M. Czermińska, *Rola odbiorcy w dzienniku intymnym*; (in:) T. Bujnicki, J. Sławiński (ed.) *Problemy odbioru i odbiorcy*; Wrocław 1977, S. 119.

<sup>4</sup> Vgl. die Definition des Tagebuchs von P. Boerner: „Ein Tagebuch ist ein fortlaufender, meist von Tag zu Tag geschriebener Bericht über Dinge, die im Lauf jedes einzelnen Tages vorfielen“, *op. cit.*, S. 11.

Dieser Bezugspunkt sowie der ihm entsprechende Referentialausdruck – ICH – drängen sich so natürlicherweise auf, dass sie auf der Oberfläche des Textes nicht vorkommen müssen. So ist es auch bei Kafka. Er nützt oft eine abkürzende, impersonale Weise des Berichtens, indem er das Wort ICH und das Verb in der ersten Person entbehrt:

Gestern in der Fabrik. Mit der Elektrischen zurückgefahren, in einem Winkel mit ausgestreckten Beinen gesessen, Menschen draußen gesehen, angezündete Geschäftslampen, Mauern durchfahrener Viadukte, immer wieder Rücken und Gesichter, aus der Geschäftsstraße der Vorstadt hinausführend eine Landstraße mit nichts Menschlichem als nach Hause gehenden Menschen, die schneidenden, in das Dunkel eingebrannten elektrischen Lichter des Bahnhofsgeländes, niedrige, stark sich verjüngende Kamine eines Gaswerks, ein Plakat über das Gast einer Sängerin de Treville... [18.11.11].

Es besteht hier nicht der geringste Zweifel, dass eine derartige Beschreibung in erster Linie auf das Tagebuchsubjekt bezogen werden soll, obgleich – oberflächlich gesehen – nichts direkt darauf zu verweisen scheint. Dies ist klar, nicht nur aufgrund des Gattungsrahmens des Tagebuchs, sondern auch aufgrund der indirekten Signale in dem angeführten Bericht, die ohne Verweisung auf den Verfasser derselben unverständlich wären. Denn in Beziehung auf wen oder was, wenn nicht auf das sprechende Subjekt als solches, sollte die Sache 'gestern' stattfinden? Darüber hinaus: Was für ein anderes Subjekt, wenn nicht der Sprechende selbst, *sähe* Menschen *draußen* [...], angezündete Geschäftslampen...?

Das Element des Tagebuchs bildet also der Bericht aus der ICH-Perspektive. Wenn sein Verfasser – hier Franz Kafka – im Tagebuch bei einem solchen Bericht bliebe, ginge er über den Monolog, die vollkommen autonome Aussage nicht hinaus<sup>5</sup>.

In einer solchen Aussage ist die beschriebene Welt nur dank der subjektiven Anschauung des ICH vorhanden, weil es *seine* Welt ist; denn das ICH stellt hier immer den letzten Bezugspunkt und somit auch die Voraussetzung des Daseins dieser Welt dar, da nur durch das ICH diese Welt gegeben ist<sup>6</sup>. In dem oben angeführten Ausschnitt ist alles – „die Menschen draußen, die Mauern durchfahrener Viadukte, die Geschäftsstraße der Vorstadt“ – in den Horizont des Subjekts, das schaut und schreibt, eingeschlossen. Das ist die Wirklichkeit, die von seinem einmaligen Standpunkt aus gesehen und beschrieben wird, von dem Punkt aus, um den herum sie sich darbietet, von der „Grenze der Welt“, vom Standpunkt des Sprechenden und sehenden Subjekts aus<sup>7</sup>. Die jeweilige Einmaligkeit dieses Standpunktes, und folglich auch der beschriebenen Welt, folgt aus der Einmaligkeit der Lokalisierung jedes einzelnen Subjekts darin<sup>8</sup>.

<sup>5</sup> Der Begriff der autonomen Aussage stammt von Lalewicz. Er setzt sich dem der dialogischen, dh. einer solchen, die unmittelbar an eine andere Aussage anknüpft, entgegen; vgl. J. Lalewicz, *Komunikacja językowa i literatura*, Wrocław 1975, S. 53-56. Für den Monologbegriff vgl. J. Mukařowski, *Dialog a monolog*, (in:) J. Mukařowski *Wśród znaków i struktur: wybór szkiców*, Warszawa 1970, S. 221.

<sup>6</sup> Für die Erzählung in der ersten Person und die Konsequenzen, die für die Erzählwelt daraus folgen vgl. B. Pingaud, *Je, vous, il*, (in:) *Esprit* 1958.

<sup>7</sup> Vgl. L. Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main 1980, Thesen: 5.63-5.632. Den Begriff des Horizonts benutze ich im Sinne von Bachtin; vgl. M. Bachtin, *Autor i bohater w działalności estetycznej*, (in:) *Estetyka twórczości słownej*, übers. ins Polnische von D. Ulicka, Warszawa 1986.

<sup>8</sup> Vgl. M. Bachtin, *К философии поступка*, in: *Философия и социология науки и техники*, Moskwa 1986. Bachtin entwirft hier seine eigenartige Ethik aufgrund des Begriffs der Einmaligkeit im Sein [*единственность*].

Wenn ein solcher Bericht es bei äußeren Umständen belässt, so bleibt sein Subjekt in der Tat nur die Grenze der Welt; denn in der Beschreibung, also auch in der Welt, ist es als ihr Teil nicht vorhanden. Dieses Subjekt existiert hier allein deshalb, weil es *seine* Welt ist, von seinem Bewußtsein durchdrungen, mit ihm bis zum Horizont gefüllt und es füllend<sup>9</sup>.

### III

Die oben besprochene Art des Berichts als Element des Tagebuchs ist der beinahe notwendige jeweilige Ausgangspunkt, der, vermittelt durch die manchmal kaum markierte Beziehung auf die gerade erlebte Situation, zum Vorschein kommt. Allerdings beschränkt sich Kafka nicht darauf. In seinen Tagebüchern tauchen auch Beschreibungen von inneren Zuständen auf, die zur Selbstreflexion führen:

Die Angst beim Rodeln, die Ängstlichkeit des Gehens auf glattem Schneeboden, eine kleine Geschichte, die ich heute gelesen habe, bringt wieder den lange unbeachteten, immer naheliegenden Gedanken herauf, ob nicht doch nur der irrsinnige Eigennutz, die Angst um mich, und zwar nicht die Angst um ein höheres Ich, sondern die Angst um mein gemeines Wohlbefinden, die Ursache meines Niederganges war, so freilich, daß ich aus mir selbst den Rächer geschickt habe (ein besonderes: die-rechte-Hand-weiß-nicht-was-die-linke-tut) [12.02.22].

Manchmal versucht Kafka aber auch absichtlich, über sich selbst zu reflektieren:

Ich werde versuchen, allmählich alles Zweifellose an mir zusammenzustellen, später das Glaubwürdige, dann das Mögliche usw. Zweifellos ist in mir die Gier nach Büchern... [11.11.11].

An denjenigen Stellen, an denen sich Versuche zeigen, die Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, ist das Subjekt in einer anderen Weise vorhanden als in einer gewöhnlichen Beschreibung. Wenn es sich selbst erfassen will, muss es zu einem Teil seiner eigenen Welt, mithin zu einem Objekt werden. Warum versucht es aber erst, sich zu sich selbst zu wenden? Es sollte doch sich selbst direkt gegeben sein.

Jedes Subjekt ist sich selbst zwar gegeben, aber auf eine solche Weise, auf die für ihn nichts Anderes vorhanden ist. Es ist sich eben als Subjekt, mithin als Grenze der Welt, Perspektive des Sehens gegeben. Wenn es aber auf sich selbst schauen möchte, muss es versuchen, zum angeschauten Objekt zu werden. Darauf beruht der besondere Akt, sich sich selbst zuzuwenden. Weil es aber, indem es zum Objekt wird, sein Wesen als Subjekt verliert, so kann kein solcher Akt endgültig gelingen. Es scheint, dass Kafka diese Erfahrung gemacht hat:

<sup>9</sup> Daraus folgt ein gewisses Paradox. Die Welt existiert nämlich nur in Beziehung zum Subjekt, und das – in Beziehung zur Welt. Es zeugt davon, dass es auf *einer* Ebene so ist, aber letzten Endes nicht sein kann. Eine derartige Struktur muss aufgehoben werden. Und sie wird von der Tatsache aufgehoben, dass die Welt ihre Objektivität der Vielheit von Subjekten, der Vielheit von Subjektwelten verdankt, die eine Gemeinschaft bilden. Ich komme aber noch dazu.

Haß gegenüber aktiver Selbstbeobachtung. Seelendeutungen, wie: Gestern war ich so und zwar deshalb, heute bin ich so und deshalb. Es ist nicht wahr, nicht deshalb und nicht deshalb und darum auch nicht so und so. Sich ruhig ertragen, ohne voreilig zu sein, so leben, wie man muß, sich nicht hündisch umlaufen. [09.12.13]

Niemals ist es möglich, alle Umstände zu bemerken und zu beurteilen, die auf die Stimmung eines Augenblicks einwirken und sogar in ihr wirken und endlich in der Beurteilung wirken, darum ist es falsch zu sagen, gestern fühlte ich mich gefestigt, heute bin ich verzweifelt. Solche Unterscheidungen beweisen nur, daß man Lust hat, sich zu beeinflussen und möglichst abgesondert von sich, versteckt vor Vorurteilen und Phantasien, zeitweilig ein künstliches Leben aufzuführen, so wie sich einmal einer in einem Winkel der Schenke, von einem Schnapsglas genügend versteckt, ausschließlich mit sich allein, mit lauter falschen unbeweisbaren Vorstellungen und Träumen unterhält [10.12.13].

Die „aktive Selbstbeobachtung“ scheut Kafka, weil es abscheulich ist, zu einem in unzählbare Umstände verwickelten, zu einem von sich, von seinem Wesen als Subjekt abgesonderten Objekt zu werden. Ich möchte nicht damit behaupten, dass Kafka in seinen Notizen genau das meint, nur dass seine Empfindung, sich nicht beobachten zu können, möglicherweise eine solche Ursache hat. Die Absonderung von seinem Wesen als Subjekt führt Künstlichkeit mit sich<sup>10</sup>. Denn das Subjekt kann in der Welt nur in der Weise anwesend sein, dass diese Welt die seinige ist, aber nicht so, dass es zu dieser Welt als ihr Teil gehört.

Das Bedürfnis, über sich selbst nachzudenken, kommt demnach davon, dass das Subjekt in seiner Welt ursprünglich nicht anwesend ist. Auch darum ist der Versuch, Selbstreflexion zu betreiben, ein besonderer Akt, sich unnatürlicherweise sich selbst zuzuwenden. Das Subjekt ist sich zwar immer direkt gegeben, aber nicht so, dass es sich endgültig erfassen könnte. Und indem es sich zu beobachten sucht, verliert es sein Wesen als Subjekt. Daraus folgt die endgültige Unmöglichkeit, sich durch die Selbstreflexion zu erkennen.

#### IV

Diese Versuche, sich zu sich selbst zu wenden, stellen den höchsten Punkt dessen dar, was im Bereich des monologischen Prinzips im Tagebuch möglich ist. Allerdings hat sogar eine monologische Aussage, da sie als Aussage etwas äußert, auch einen Empfänger. Der einzige von den Gattungsvoraussetzungen vorbestimmte Tagebuchempfänger ist der Verfasser selbst<sup>11</sup>. Auf den Tagebuchblättern kommt der Empfänger

---

<sup>10</sup> Die Stimmung dieser Künstlichkeit lässt an den Celanschen *Meridian* denken; vgl. P. Celan, *Meridian*, (in:) P. Celan *Utworky wybrane – Ausgewählte Gedichte und Prosa*, Kraków 1998. Dieser Text handelt dabei auf den ersten Blick von ganz anderen Problemen.

<sup>11</sup> Vgl. Czernińska, *op. cit.*, S. 116.

nur im Bericht über die Lektüre des Tagebuchs zum Vorschein, also im Moment, wo er wieder Verfasser wird.

Kafka berichtet selten über die Lektüre der eigenen Tagebücher:

Mich ergreift das Lesen des Tagebuchs. Ist der Grund dessen, daß ich in der Gegenwart jetzt die geringste Sicherheit mehr habe? Alles erscheint mir als Konstruktion [19.11.13].

Eröffnung des Tagebuches zu dem besonderen Zweck, mir Schlaf zu ermöglichen. Sehe aber gerade die zufällige letzte Eintragung und könnte tausend Eintragungen gleichen Inhalts aus den drei bis vier Jahren mir vorstellen [25.12.15].

Der Verfasser kommt hier also wieder als ICH vor, als Subjekt des unabhängigen Lektüreaktes und zugleich als der diesen Akt aufzeichnende und kommentierende Verfasser. Der Lektüreakt ist nämlich in dem Sinne von dem des Aufschreibens unabhängig, dass er es erfordert, eine gesonderte Entscheidung zu treffen. Folglich ist er ein anderes Ereignis als das Aufschreiben, er ist auf eine so natürliche Weise nicht damit gekoppelt, wie wenn man jemandem etwas sagt und diese Person zuhört; denn in dem letzten Fall haben wir es nur mit einem einzigen Ereignis zu tun<sup>12</sup>. Von der Lektüre des eigenen Tagebuchs zeugt direkt auch eine Art Nachdenken über das frühere Niederschreiben des später Gelesenen:

Ein Vorteil des Tagebuchführens besteht darin, daß man sich mit erhellender Klarheit der Wandlungen bewußt wird, denen man unaufhörlich unterliegt, die man auch im allgemeinen natürlich glaubt, ahnt und zugesteht, die man aber unbewußt immer dann leugnet, wenn es darauf ankommt, sich aus einem solchen Zugeständnis Hoffnung oder Ruhe zu holen. Im Tagebuch findet man Beweise dafür, daß man selbst in Zuständen, die heute unerträglich scheinen, gelebt, herumgeschaut und Beobachtungen aufgeschrieben hat, daß also diese Rechte sich bewegt hat wie heute, wo wir zwar durch die Möglichkeit des Überblickes über den damaligen Zustand klüger sind, darum aber desto mehr die Unerschrockenheit unseres damaligen, in lauter Unwissenheit sich dennoch erhaltenden Strebens anerkennen müssen [23.12.11].

In den zwei ersten Fällen sieht man offensichtlich und in dem letzten kann man leicht herausfinden, dass die Ursache der Tagebuchlektüre etwas ist, was man im allgemeinen als Willen, Gleichgewicht wiederzuerreichen (wieder sicher zu werden, sich Schlaf zu ermöglichen) oder Klarheit zu gewinnen, bezeichnen könnte – zu Wort kommt hier die therapeutische Funktion des Tagebuchs. Man kann daher die Feststellung wagen, dass sie mit der Möglichkeit, dass das Subjekt in der zweifachen Rolle – der des Verfassers und der des Empfängers – auftritt, verbunden ist. Diese Funktion hängt mit einer anderen Art Selbsterkenntnis als die Selbstreflexionsversuche zusammen.

Das Subjekt ist nämlich in einem Text eben als Subjekt, als sprechendes ICH vorhanden. Ein Text ist aber eine solche Aussage, die – da sie aufgeschrieben wird – ihr

<sup>12</sup> Insofern dass der Akt des Aufschreibens das *conditio sine qua non* des Leseaktes ist, setzt der letztere das frühere Zustandekommen des ersteren voraus. Auf Paradoxe, die aus der schriftlichen Festhaltung der Aussage fließen, machte Lalewicz aufmerksam; vgl. *op. cit.*, S. 72-73.

primäres Ereigniswesen verliert, zu einem Objekt wird, mithin zu dem, worüber man nachdenken kann. In einem mit der eigenen Hand über sich selbst verfassten Text trifft der Leser sich selbst und dabei verliert er weniger – als bei der „aktiven Selbstbeobachtung“ – von seinem Wesen als Subjekt. Die Lektüre des Tagebuchs gibt die Möglichkeit, sich als Subjekt zu erfassen; es ist eine paradoxe Möglichkeit, da sie daraus folgt, dass der Aussageakt zusammen mit dem sprechenden Subjekt festgehalten wurde. Auf diese Weise wurde die Aussage zu einem besonderen Gegenstand – zu einem Text. Und in der Tat zeugt die letzte angeführte Niederschrift [23.12.11] von einer möglichen Wirksamkeit dieser Art Selbsterkenntnis.

Das Tagebuch kann aber nicht nur einen solchen Empfänger haben, der bei Berichten über die Lektüre der Tagebuchaufzeichnungen erscheint. Es kann auch einen Adressaten haben, an den sich das sprechende Subjekt direkt, durch ein DU wendet. Er kommt vor allem in Soliloquien vor.

## V

Die Tatsache des Gebrauchs des DU sondert das Soliloquium von anderen Typen des Tagebuchdiskurses deutlich ab. Um das Phänomen des Selbstgesprächs im Tagebuch richtig zu deuten, ohne dabei seine Komplexität einzubüßen, muss man sich zuerst völlig darüber klar werden, welche Konsequenzen der DU-Gebrauch hat. Dieses Wort ist das Exponent des *vollkommenen – dialogischen – Sprechaktes*.

ICH und DU sind Ausdrücke, in die als ihr Bezugspunkt eine jeweilige reale Aussage in ihrem einmaligen, ereignishaften Charakter hineingeschrieben ist. Keine andere Analyse dieser Ausdrücke scheint möglich zu sein, als diejenige, die in ihre Bedeutungsstruktur eben die jeweilige Aussage einschließen lässt (und zwar als reales Ereignis, als Konkretum, Wirklichkeitsbestandteil, so wie Wirklichkeitsbestandteile sind reale Bäume, Menschen und eben Ereignisse)<sup>13</sup>. Und jedes konkrete Aussage-Ereignis ist etwas, das man von unserem Standpunkt an – vom Standpunkt der sprechenden Wesen an – fundamentale Wirklichkeit nennen muss, etwas, dessen Realität feststeht. Denn wenn wir die Realität einer Aussage in Frage stellen wollten, müssten wir wieder etwas sagen und dann nach dem Status dieser nächsten Aussage fragen usw. Dieses Verfahren hat augenscheinlich kein Ende. Deshalb muss man jeden konkreten Sprechakt mit seinen Teilnehmern für etwas grundlegendes halten, dessen Realität sich nicht in Frage stellen lässt, für den Punkt, an dem aus der Perspektive der sprechenden Wesen die Wirklichkeit beginnt. ICH und DU aber sind Grundexponenten dieses Aktes, die ihn in ihrer Bedeutungsstruktur enthalten. Auch in diesem Sinne ist das Subjekt – hier als sprechendes ICH, das gleich zu DU wird – die „Grenze der Welt“, der Punkt, um den die Welt wächst<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> Vgl. A. Bogusławski, „I“ and „you“ revisited, (in:) *Science as Linguistic Activity, Linguistics as Scientific Activity*, Warszawa 1998.

<sup>14</sup> Vgl. die Behauptung von Benveniste: „Es ist ego, wer ego sagt“. E. Benveniste, *Problèmes de linguistique générale*, Paris 1966.

Dieses fundamentale, *vollkommene* Aussage-Ereignis setzt nicht nur denjenigen, der spricht, ein ICH, sondern auch denjenigen, der angesprochen wird, ein DU, voraus. Es führt eine Beziehung mit sich, weil es ein Gegenüber, ein DU verlangt, jemanden, der gleich zu sprechen beginnen, antworten, ICH werden soll<sup>15</sup>. Eben eine solche dialogische Aussage, für die ein DU steht, ist das Fundament der Wirklichkeit. Denn sie ist dem Monolog gegenüber primär<sup>16</sup>.

Im Dialog, Gespräch stehen zwei Subjekte einander gegenüber, verbunden, solange das Gespräch dauert, mit einer unreißenbaren Beziehung. Das Gespräch und die Beziehung bewirken, dass die Subjekte einander eben in ihrem Wesen als Subjekt gegeben sind, nicht als Objekte. Denn den beiden Teilnehmern sind ihre eigenen Welten zugeschrieben, die aus der jeweiligen, einmaligen Perspektive gesehen werden, die es ja nur deshalb gibt, weil sie *ihre* Welten sind, die zugleich aber das Dasein ihrer Subjekte bedingen. Im Gespräch treffen einander zwei so begriffene Subjekte, zwei einmalige Welten und im Gespräch gewinnen diese zwei Welten und ihre Subjekte Realität. Denn das Gespräch als – vom Standpunkt der Sprechenden an – fundamentale Wirklichkeit verleiht Realität seinen Teilnehmern und ihren Welten. Nun gewinnen sie eine gemeinsame Welt, wobei keine der Subjektwelten in ihrem Sondercharakter verloren geht<sup>17</sup>.

## VI

Überall dort, wo dem schreibenden Subjekt kein Adressat gegenübersteht, ist die in Stücke gerissene Welt der Tagebücher Kafkas die seinige, mit seinen Augen angeschaute, ja nur dank dieser subjektiven Anschauung daseiende. Sie geht über den Horizont seiner Subjektivität nicht hinaus. Der DU-Gebrauch stellt daher – aufgrund des Sinnes dieses Wortes – erst mal den Versuch dar, die Anschauung der Welt in der Wirklichkeit des Gesprächs zu verwurzeln.

Besonders deutlich wird das dann, wenn sich ein solches Gespräch direkt auf Seiten des Tagebuchs abspielt. Das betrifft das längste Soliloquium, wo Kafka eine Selbstabrechnung vollzieht:

Du hast doch aber ein solches Leben dir gewünscht?

<sup>15</sup> Die Bubersche Auffassung (vor allem in *Ich und Du*) war philosophisch am radikalsten; vgl. M. Buber *Ich und du*, (in:) M. Buber, *Das dialogische Prinzip*, Heidelberg 1984. Diese Intuition liegt aber überhaupt der sogenannten Philosophie des Dialogs zugrunde. Vor allem soll hier auch Bachtin genannt werden, der sie ein bisschen anders entwickelte, siehe *op. cit.*

<sup>16</sup> Davon zeugt das Wesen des Sprechens, das auf Andere gerichtet ist. Es ist kaum zu bestreiten, dass das Sprechen und die Sprache Gesellschafterscheinungen sind.

<sup>17</sup> Vielleicht interessant wäre es hier die folgende Aufzeichnung von Kafka anzuführen: Der Umschwung, den ein Gespräch nimmt, wenn zuerst ausführlich von Sorgen der innersten Existenz gesprochen wird und hierauf, nicht gerade abbrechend, aber natürlich auch nicht sich daraus entwickelnd, zur Sprache kommt, wann und wo man einander zum nächsten Male sehen wird und welche Umstände hiebei in Betracht gezogen werden müssen. Endet dieses Gespräch auch noch mit einem Händedruck, so geht man mit dem augenblicklichen Glauben an ein reines und festes Gefüge unseres Lebens und mit Achtung davor auseinander [3.01.12].



Das Beamterleben könnte für mich gut sein, wenn ich verheiratet wäre...

Du hättest aber doch heiraten können?

Ich konnte damals nicht heiraten, alles in mir hat dagegen revoltiert, sosehr ich F. immer liebte. Es war hauptsächlich die Rücksicht auf meine schriftstellerische Arbeit, die mich abhielt, denn ich glaubte diese Arbeit durch die Ehe gefährdet... [23.02.14].

Das Soliloquium nutzt also die Möglichkeiten des eigentlichen Dialogs; dabei lässt es doch seinen Teilnehmer zugleich sprechen und zuhören, sowohl die Rolle des ICH, als auch die des DU spielen. Derjenige also, der auf der Bedeutungsebene ein und derselbe ist, nimmt auf der Sinnesebene verschiedene Positionen ein<sup>18</sup>. Dieser auf der Sinnesebene andere Standpunkt ermöglicht der einen Seite, mit einer autoritären, anklagenden und tadelnden Stimme zu sprechen, Rat zu geben und einen Befehl zu erteilen, und der anderen sich zu entschuldigen, diesen Rat und Befehl entweder zu befolgen oder abzulehnen. Die autoritäre Stimme ertönt von der Position dessen, der mehr weiß, weil er gleichsam von außen sieht.

Andere Sachen kommen ans Licht, wenn der Tagebuchverfasser ein Gespräch anführt, dass in den Gedanken stattgefunden hat:

Jetzt sage ich mir allerdings: schau, die Welt läßt sich von dir schlagen, der Kondukteur und der Vorgesetzte blieben ruhig, als du weggingst, der letztere grüßte sogar. Das bedeutet aber nichts. Du kannst nichts erreichen, wenn du dich verläßt, aber was versäumst du überdies in deinem Kreis. Auf diese Ansprache antwortete ich nur: auch ich ließe mich lieber im Kreis prügeln, als außerhalb selbst zu prügeln, aber wo zum Teufel ist dieser Kreis? Eine Zeitlang sah ich ihn auf der Erde liegen, wie mit Kalk ausgespritzt, jetzt aber schwebt er mir nur so herum, ja schwebt nicht einmal [vor dem 17.05.10].

Das obige Selbstgespräch spielt sich – wie es im Falle des vorherigen war – nicht auf den Seiten des Tagebuchs ab, sondern wird angeführt, dh. in einen Einführungsrahmen hineingenommen: „Jetzt sage ich mir allerdings: [...] Auf diese Ansprache antwortete ich nur: [...]“. Auch für das angeführte Soliloquium bleiben die Möglichkeiten offen, die ein gewöhnlicher Dialog bietet, die vor allem daraus folgen, dass in einem gewöhnlichen Dialog die Gesprächspartner zwei getrennte Personen sind, die zwei verschiedene Plätze im Sein einnehmen, mithin zwei verschiedene Standpunkte vertreten, verschiedene Horizonte haben, über verschiedenes Wissen verfügen<sup>19</sup>. Im Verhältnis zum vorherigen Selbstgespräch unterscheidet sich das obige darin, dass der Einführungsrahmen hier einen Kommentar bildet, den Gattungscharakter des Soliloquiums ans Licht bringt, seinen eigentlichen Status sichtbar macht: dass es nämlich eben um ein Selbstgespräch

<sup>18</sup> Die Termini 'Sinn' und 'Bedeutung' benutze ich hier im Prinzip so wie Frege in seinem Text *Sinn und Bedeutung*, wo er diese Unterscheidung macht; vgl. G. Frege, *Sinn und Bedeutung*, in: G. Frege, *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen 2008. Der Sinn bei Frege scheint jedoch einfach das zu sein, was heute als lexikale Bedeutung des Wortes im Sprachsystem gilt. Ich meine aber damit das, was ein Wort im Kontext, hier im Kontext des Tagebuchsoliloquium heißt (aber nicht das, worauf es sich bezieht – dafür hatte Frege eben den Begriff Bedeutung).

<sup>19</sup> Vgl. M. Bachtin, *К философии поступка*, (in:) *Философия и социология науки и техники*, Moskwa 1986, S. 112.

geht, mithin um etwas, was sich auf der Bedeutungsebene doch auf dem Gebiet des einen Bewusstseins abspielt. Denn im Gegensatz zur Sinnesebene, die zwei Subjekte erfordert, bleibt die wirkliche Bedeutungsebene ein und dieselbe Person, der Sprecher und Zuhörer zugleich. Das Subjekt lässt aus sich selbst heraus seinen Gesprächspartner entstehen, der folglich keinen eigenen Horizont, keine eigene Welt hat. Er entsteht so, dass sich auf dem Gebiet des einen Bewusstseins eine Spaltung vollzieht, eine Art äußeres Wissen, äußere Position erscheint, ein Gesprächspartner, ein Gegenüber, das durch sein Erscheinen das Sein des Subjekts deutlicher bestimmt.

## VII

In einem eigentlichen Dialog wird die Wirklichkeit in zwei Sphären gespaltet: Das Wissen, das das Subjekt von sich selbst hat, deckt sich nicht mit dem Wissen, das der Andere, sein Gegenüber, von ihm hat. Die Horizontale von zwei verschiedenen Personen können sich nie decken. Ihre Welten unterscheiden sich voneinander, insbesondere deswegen, weil sie selbst darin nicht so vorhanden sind, wie ihre Gesprächspartner.

Da im Soliloquium nun *der Andere* dem Subjekt selbst entspringt, verfügt er auch über sein Wissen, was in Wirklichkeit ontisch nicht möglich ist. Indem er aber die Position des Anderen einnimmt und zugleich auf das innere Wissen nicht verzichtet, soll er es mit dem Wissen des Anderen verbinden können. Damit würde die ontisch gespaltete Wirklichkeit im Rahmen des einen Bewusstseins zu einem Ganzen. Und eben das, nichts mehr und nichts weniger, wünscht sich Kafka:

Ich will mich nicht auf bestimmte Weise entwickeln, ich will auf einen anderen Platz, das ist in Wahrheit jenes „Nach-einem-anderen-Stern-Wollen“, es würde mir genügen, knapp neben mir zu stehen, es würde mir genügen, den Platz, auf dem ich stehe, als einen anderen erfassen zu können [24.01.22].